

Der Totengräber

Jan Kameníček

Die größte Stärke des Teufels besteht darin, dass er von sich selbst behauptet, dass es ihn nicht gebe.

Giovanni Papini

Ich fühle mich ruhig. Ich habe doch nicht den geringsten Grund zu lügen. Ich fühle weder Trauer noch den Anflug von Angst, nur Ausgeglichenheit, glückselige Aussöhnung. Alle Versuche, und es waren nicht wenige, schlugen fehl. Niemanden beschuldige ich, mit niemandem streite ich. Und wen sollte ich beschuldigen? Meinen Vater, Großvater oder jenen Ersten aus unserem Geschlecht, der eine Schaufel in die Hand nahm und ein Grab aushob? Es ist geschehen und daran lässt sich nichts ändern. Ich bin Totengräber und dagegen kämpfe ich nicht an. Irgendeiner wird mit einem Buckel, einem kürzeren Bein, einer Hasenscharte geboren und ich bin Totengräber.

Heute Nachmittag brachte man ein junges Mädchen, eine Zwanzigjährige. Morgen Vormittag wird die Beerdigung sein. Die Bediensteten stellten wie immer den Sarg in die Kapelle. Am Abend, als ich hinter dem letzten Besucher abgeschlossen hatte – es war ein Mann, der am Familiengrab der Bauers zu stehen pflegte –, besuchte ich das Mädchen. Ich klappte den Sargdeckel auf und sah in ihr Gesicht. Sie sieht wie eine Sechzehnjährige aus. Geschlossene Augen mit glänzenden Lidern, ein kleines Stupsnäschen, tiefe Falten um den Mund herum. Sie hat bestimmt oft und lange gelacht. Die langen strohblonden Haare sind sorgfältig gekämmt und auf dem samtene Kissen ausgebreitet. Bekleidet war sie mit einem rosafarbenen Kleid, ganz neu, die Hände auf der Brust gefaltet. Ich habe diese Hände geküsst. Ich muss Kontakt zu dem Toten finden, etwas wie einen Dialog mit ihm beginnen. Wie oft hat mir das

der Vater eingeschärft. Ich muss ganz einfach wissen, wen ich begrabe, das ist schwer für jemanden zu begreifen, der nie Totengräber war. Kurz, ich brauche diesen Dialog für meine Arbeit, anders hätte sie keinen Sinn. Das Mädchen hatte ein Lächeln im Gesicht. Das bestätigte vollendet meine Annahme, die ich mir schon vor ein paar Jahren gebildet hatte. Ich habe damals einen solchen Schluss gezogen: Ich kenne ein trauriges Antlitz in vielen Formen, verweinte Augen, ein bebendes Kinn, aber immer weisen die Mundwinkel zum Boden. Es muss doch aber auch das Gegenteil dieses Zustands existieren. Genau wie dem Tag die Nacht gegenüber steht, dem Leben der Tod, so muss es auch als Gegenstück eines Antlitzes voller Trauer einen ganz anderen Zustand geben, einen gegenteiligen. Niemals vorher bin ich auf solch einen Zustand gestoßen, ich bin ein Totengräber, umgeben von einer starken Mauer, von Erde und Himmel, hier, zwischen den Grabsteinen, begegne ich nur betäubten Gesichtern und draußen, hinter der Mauer, war ich bis vor kurzem niemals. Noch ein Gedanke: Je länger, desto mehr war ich in der Jugend davon überzeugt, dass außerhalb meines Friedhofes nur Hunderte weiterer Friedhöfe und Totengräber existieren. Einen Totengräber erkenne ich. Er muss so sein wie ich. Mit einer dicken Schwielen am Daumen. Ich habe nämlich eine große, harte Schwielen am Daumen von der Schaufel, mit der ich täglich umgehen muss: In der Jugendzeit bemühte ich mich einige Male diese Schwielen abzureißen, aber es bildete sich eine neue und noch härtere. Ich schaute auf die Hände des Mädchens im Sarg. Sie hatte schlanke Finger, samtweich, von Schwielen keine Spur...

Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum ersten Mal einen Toten gesehen habe. Es war zu der Zeit, als noch der Verstand überschattet wurde vom Instinkt, von der Intuition. Nach den Worten des Vaters hatte ich zu weinen begonnen. Ich konnte so an die drei, vier Jahre gewesen sein. Mit sechs Jahren, daran erinnere ich mich schon, habe ich zum ersten Mal einen Toten gewaschen. Es war eine sechzigjährige Frau. Ich habe mich sehr geekelt, aber der Vater hat es mir erklärt: Wenn du ein guter Totengräber werden willst, sagte er, darfst du im Toten weder mich noch die Mutter sehen, du darfst nicht zulassen, dass dich die Gefühle beherrschen, und vor allem, das betonte der Vater, darfst du im Toten nicht dich selbst sehen. Wenn du das einhältst, wirst du unantastbar. Und außerdem, fügte er noch hinzu, es gibt keinen Grund, sich vor den Toten zu fürchten, sie tun dir nichts mehr. Ich war und bin bis jetzt ein gehorsamer Sohn meines Vaters. Ich habe natürlich

auch eine Zeit durchgemacht, wo ich den Vater
gehasst habe und mich bemüht habe, gegen seinen Willen
zu handeln, ich wollte nicht essen, ich wollte sogar
nicht auf dem mir zugeteilten Stückchen Erde in der
Friedhofsecke arbeiten, wo ich lernen sollte, mit Schaufel
und Spitzhacke umzugehen. Der Vater war mir
überhaupt nicht böse, als er mich zum ersten Mal dabei
137

ertappte, wie ich untätig auf dem Rand der Grube saß
und Maulaffen feilhielt, ich denke, er hat mich verstanden.
Nach ein paar Monaten hat sich das alles von selbst
wieder eingerenkt, zu meiner und des Vaters Zufriedenheit.
Erst viel später bin ich mir bewusst geworden,
wie weise mein Vater gehandelt hat. Ein anderer Totengräber
an seiner Stelle hätte mich gleich beim ersten
Mal mit sechs Jahren ein geräumiges Grab für einen
erwachsenen Menschen ausheben lassen, mein Vater
aber hat mich in seiner Weitsichtigkeit Schritt für
Schritt dazu geführt. Zuerst habe ich ganz kleine Gräber
ausgehoben, eher kleine Gruben, er wünschte nicht,
dass mir das Ausheben von Gräbern verleidet wird, ich
habe das Ausheben von Gruben als ein Spiel aufgefasst,
als genau so eins, das ich davor im Sand mit Eimerchen
und Schaufelchen gespielt habe. Wie glücklich
war ich mit sechs, sieben Jahren! Ich hatte das Leben
vor mir, ich hob kleine Gruben aus, die sogar schon
an Gräber erinnerten, ich spürte, wie ich dem Vater zu
ähneln begann. Zum völligen Glücksgefühl fehlte mir
nur die Schwiele am Daumen. An einem Sommerabend,
an dem über der Friedhofsmauer der blutrote
Feuerball der untergehenden Sonne stand, verschloss
der Vater das Tor, schaute sich die kleine Grube an, die
ich an diesem Tag ausgehoben hatte und hieß mich,
nicht wegzugehen. Ich war in Verlegenheit. Ich wusste
nicht, was sein ungewöhnlicher Auftrag bedeutet.
Schien ihm das Grab, das ich am heutigen Tag ausge-
138
hoben hatte, ungenügend zu sein? Ich hatte Angst vor
einer Strafe. Nicht vielleicht vor physischem Schmerz,
übrigens hat mich der Vater nur selten geschlagen, ich
wollte eher dem Vater keinen geistigen Schmerz, den
er bei meinen Verstößen durchmachte, verursachen. Du
lieber Vater! Wie habe ich dir Unrecht getan! Nach einer
Weile kehrte er zurück und hielt eine tote Katze an
den Hinterpfoten in der Hand. Ich konnte es nicht glauben.
Abwechselnd stierte ich auf den Vater und auf die
Katze. Das also ist der Tag, von dem ich so oft vor dem
Einschlafen geträumt habe? Der Vater legte mir die
Katze auf den Arm und riet mir sie zu streicheln. Vorsichtig
legte ich sie auf den Rasen und streichelte ihren
Kopf. Ich schaute zum Vater auf, er stand aufrecht über

mir wie der Riese Timpetu aus dem Märchen. Lege sie selbst hinein, sagte der Vater leise. Auf den Knien habe ich zärtlich und – ich bekenne es – ein wenig gerührt den kleinen Körper in das Grab gelegt. Ich richtete mich auf und stellte mich neben den Vater. Wir schwiegen. Ich spürte, wie mir der Vater über den Kopf strich und dann den Arm um die Schultern legte. Lange blickten wir in die offene Grube. Die Sonne ging unter, die Grabsteine um uns herum warfen weiche Schatten auf den Rasen. Du solltest sie schon eingraben, sagte der Vater in die Stille. Ich ergriff den Schaufelstiel und bedeckte die Katze mit Erde. Ich trat die Erde fest, der Vater reichte mir die Hand und gemeinsam gingen wir zu dem kleinen Haus, in dem wir wohnten und das in einer Friedhofsecke steht.

An diesem Tag bin ich zum Manne gereift. Früher hat sich um meine Wäsche die Mutter gekümmert. Sie hat sehr darauf geachtet, dass ich sauber gekleidet war. Nach ihrem Tod blieb ich mit dem Vater allein, der Vater führte den Haushalt, kochte, räumte auf und nähte die Knöpfe an meinem Mantel an. So ging das einige Jahre. Dann aber erkrankte der Vater und immer öfter wiederholte er mir, dass ich heiraten solle, wer würde sich denn sonst nach seinem Tode um meine Wäsche kümmern, kochen und im Häuschen aufräumen.

Eines Tages führte er mir eine Braut zu. Sie war meiner Mutter nicht ähnlich, altersmäßig passte sie eher zu meinem Vater, zuerst habe ich das nicht begriffen, ich dachte, er hätte diese Frau für sich geholt. Der Vater aber belehrte mich des Irrtums. Er ergriff ihre und meine Hand, verband sie miteinander. Die Frau und mich küsste er dann auf die Stirn. Abends war bei uns ein großes Gastmahl. Der Vater öffnete eine Büchse Ölsardinen, die er von irgendwoher vom Dachboden holte, vor jeden von uns stellte er ein Glas und schenkte zuerst meiner Frau, dann sich und mir selbstgemachten Holunderwein ein. Diesen hervorragenden Wein pflegten wir nur zu Allerseelen zu trinken, der Tag unserer Verehelichung musste für meinen Vater ein wirklicher Feiertag sein. Und dann musste die Hochzeitsnacht kommen. Der Vater prostete uns, bevor wir uns hinlegten, mit dem letzten Glas zu und in einer kurzen, uns gewidmeten Ansprache brachte er den Wunsch zum Ausdruck, baldigst ein Enkelkind erwarten zu können, falls ich mich richtig erinnern kann, benutzte er den Ausdruck einen kerngesunden Stammhalter. Und jedes Mal, wenn ich mich an diesen, wenig gebrauchten Ausdruck erinnere, überfällt mich Trauer. Der Vater überraschte mich an diesem Abend noch einmal.

Schweigend, mit einem irgendwie seltsamen feierlichen Gesichtsausdruck führte er uns in die Zimmerecke zum Ehebett, wo er das ganze Leben mit der Mutter geschlafen hatte. Feierlich teilte er uns mit, dass er uns das Bett überlasse und er selbst werde bis zu seinem Tod auf der Bank schlafen, auf der ich bis jetzt geschlafen hatte und die in der gegenüberliegenden Ecke des Raumes stand. Das Bett war frisch bezogen mit ganz neuer Bettwäsche und duftete vor Sauberkeit. Armer Vater! Wie muss er mit unseren zwei Gehältern geknausert haben, bevor er solch einen Luxus kaufen konnte. Der Vater küsste erneut meine Frau auf die Stirn und legte sich schlafen. Ich blieb auf der Bettkante sitzen, während sich meine Frau langsam zu entkleiden begann. Ich blickte zu ihr, hob den Kerzenleuchter über den Kopf und auf Zehenspitzen stehend schaute ich in die gegenüberliegende Zimmerecke. Der Vater saß auf der Bank, mit dem Rücken zur Wand, die Knie unterm Kinn, mit den Händen umschlang er die Beine. Unbeweglich beobachtete er uns. Ich zögerte. Habe ich das Recht, die Kerze zu löschen? Ich schaute zum Vater und erinnerte mich an die leckeren Ölsardinen, an seinen selbstgemachten Wein, an die Bettwäsche, die er uns geschenkt hat. Aber ich habe doch das Recht, in der Hochzeitsnacht mit meiner Braut allein zu sein. Ich war hart. Heftig blies ich die Kerze aus. Im Dunkeln tappte ich zur Bettstatt zurück. Ich legte mich auf den Rücken und deckte mich mit der kalten Bettdecke zu. Ich lag und schaute ins Dunkle, als ich auf einmal ihre Hand auf meinem Bauch spürte. Sie beugte sich über mich und begann lange meinen Hals zu küssen. Ich erinnerte mich an den Vampir Dracula aus der Geschichte, die mir meine Mutter erzählt hatte. Ich spürte einen mir unbekanntem durchdringenden Geruch. Sie atmete erregt. Sie nahm meinen Kopf in ihre Arme und drückte ihn an ihre großen Brüste. Ich beugte mich zurück und aus Neugier nahm ich ihre großen Brüste zwischen meine Handflächen. Am meisten überraschte mich, dass ihr Körper warm und seltsam geschmeidig war. Sie küsste mich auf den Mund. Sie war wie eine Spinne, oftmals sah ich, wie sich eine im Netz gefangene Fliege hin- und herzappelte, damit würde ich es vergleichen. Ich weiß gar nicht, wie es geschah, auf einmal befand ich mich über ihrem Körper. Und in dem Moment geschah es: Irgendwer zündete mit einem Streichholz die Kerze auf dem Tisch an. Nach einer kleinen Weile spürte ich jemandes Atem im Nacken. Ich war machtlos, schwach, hatte Schüttelfrost. Ich rutschte neben den Körper meiner Frau und flüsterte ganz leise: Vater! Seit jener Nacht pflegte ich wieder

